

Auf der Suche nach einer europäischen jüdischen Identität

Von Irene Runge

Als ich zum ersten Mal den Begriff „europäische jüdische Identität“ hörte, war ich verblüfft, dann begeistert. Es war kurz nach dem Mauerfall 1989. Ich kam aus Ostberlin und war auf einer jüdischen Tagung in London, fühlte mich urplötzlich in eine große, mir unbekannte und doch vertraute Familie aufgenommen, deren angereiste Mitglieder auch aus den USA und Israel kamen, die meisten aber Europäer waren.

Obleich seit Jahren in der DDR in jüdischen Belangen in und außerhalb der Religionsgemeinde aktiv, hatte ich mich einem eingefahrenen, schier ausweglos rückwärts gewandten Denken angeschlossen, das auch ich – mangels besseren Wissens – für das einzig denkbare, ja wahrhaftig Jüdische hielt. Ich hatte Anfang der 70er Jahre begonnen, dem nachzuspüren, was man damals modisch als „jüdische Wurzeln“ bezeichnete. Die westliche Identitätssuche war auf uns übergeschwappt, und doch ging die eigene Debatte zunächst in die falsche Richtung. Wir, die Intellektuellen aus jüdischen Familien, hatten andere Themen verinnerlicht, die vom Ende des Kolonialismus bis zu den unbeantworteten Fragen an den Aufbau des Sozialismus reichten. Unsere jüdische Identität war in der deutschen Vergangenheit begraben. Ihr war schwer auf die Spur zu kommen. Wer etwas wusste, hielt sich zurück. Das „Herrschaftswissen“ wurde nicht eingesetzt, um die naiv Fragenden zu unterstützen.

Mir fiel es damals nicht schwer, den Stolz derer nachzuempfinden, auf die das herrliche *Black is beautiful* zutraf, aber ein ethnisches Bewusstsein schien für meine jüdische Selbstfindung alles andere als adäquat. Wer also könnten wir sein, wer würden wir werden?

In der DDR war man gerade dabei, Identitäten aus Regionalkulturen wie denen der Sachsen, Anhaltiner, Brandenburger, Mecklenburger, Berliner oder Weimaraner zu ziehen. Das vollendete sich auf unheilvolle Weise 1989, als der Ruf „Wir sind *das* Volk“ zum „Wir sind *ein* Volk“ wurde und sich das Bekenntnis „Wir sind alle Deutsche“ zu einem dumpfen „Ausländer raus“ steigerte.

Bei uns, den Jüdinnen und Juden in der DDR, führte die Frage nach dem Woher über das Wir zurück zu Hitler und zu den anderen Deutschen. Das brachte nicht nur mir eine depressive Grundstimmung ein. Der Holocaust hatte unkomplizierte Deutungsversuche der jüdischen Identität unmöglich gemacht. Selbst Israel schien eine Art Parallelerfahrung zu sein, der Zionismus vor allem eine politische Kategorie. So dauerte es, bevor die zionistische Idee in meinem Kopf eine größere historische Dimension annahm und ich mir

deren Beginn richtigerweise aus dem Antisemitismus der KuK-Monarchie erklären ließ. Und dann gab es das Exil der Eltern. Ich beispielsweise war in der New Yorker Emigration geboren. Meine Identität begründete sich also auch daher. Thematisiert wurden solche Bezüge nicht. Nur eines war klar: Die jüdische Vergangenheit, nach der uns eine ungenaue Sehnsucht umtrieb, musste für unsere Gegenwart bedeutsam gemacht werden. Aber wie?

Spurensuche in der DDR

Am Anfang dieser Suche erschienen Bücher und Musik als geeignete Quellen, später fand zumindest ich mich zeitweise sogar auf dem schmalen Pfad geheimnisvoller religiöser Übungen wieder. Ich ließ mir damals gern den Blick in die jüdische Zukunft durch jene verstellen, die es übernommen hatten, den Gral so zu hüten, dass jede Abweichung unterblieb. Von einer Modernisierung des jüdischen Denkens und Handelns konnte keine Rede sein. Jeder nachfragende Zweifel wurde behandelt, als würde der Schwur aufgekündigt, den der Holocaust den Überlebenden eingebrannt hatte. Das galt übrigens für Ost- und Westdeutschland gleichermaßen. Und schließlich gab es in Deutschland faktisch keine aktiven jüdischen Eliten, die sich offen um die Fragen der Zukunft ihres eigenen Volkes kümmerten. Sofern sie überlebt hatten, tradierten, reformierten, analysierten, schrieben und lebten inzwischen schon die Nachfahren der Emigranten die vormals europäische jüdische Geschichte in Übersee und Israel weiter. Ihre geistigen Produkte erreichten den innerjüdischen Dialog in Deutschland aber nicht, wohl auch, weil das Interesse der wenigen und die Übernahmekriterien fehlten.

In der DDR war all das kein Thema. Ihr winziges eingepasstes jüdisches Establishment bemerkte noch später als das westliche, dass auch Leute wie ich jüdisches Leben bereichern könnten. Meinen eigenen Zugang fand ich erst während einer Reise nach Manhattan, wo mir alles jüdisch erschien, aber dieses Jüdische so vollkommen anders war als bei uns in Ostberlin.

Die eigentlichen Gründe für unsere damaligen gedanklichen Einengungen sind bis heute nicht ernsthaft untersucht. Natürlich waren sie politisch, auch kulturell. Sie hatten mit dem Nachwirken eines stalinistischen Antizionismus ebenso zu tun wie mit der Angst vor den überlieferten anti-jüdischen Ressentiments. Nicht minder aber mit dem Fehlen einer starken, an jüdischen Angelegenheiten interessierten Intelligenz und nicht minder auch mit dem persönlichen Schmerz, der für viele leichter zu ertragen war, wenn sie das Thema mieden. Die letzten zwei Aspekte werden allzu oft übersehen.

Als gut integrierte, sehr gut ausgebildete und sozial abgesicherte DDR-Jüdinnen und -Juden in den 70er Jahren begannen, sich Gedanken über den Sinn einer jüdischen Identität zu machen, schien vielen von ihnen die Religion ganz und gar unwichtig. Obgleich die winzigen Religionsgemeinden mangels Nachwuchs vor ihrem Ende standen, wurde seitens der jüdischen Funktionäre daraus aber keine konstruktive Konsequenz, also keine Notwendigkeit der Integration dieser „Sinnsuchenden“, abgeleitet. Dieser Widerspruch war so

typisch wie tödlich: Nur die Mitglieder der Gemeinden wurden als Juden angesehen, doch wenn es weiterhin bewusst Juden in (Ost-)Deutschland geben sollte, mussten vor allem die Nachfahren der den Gemeinden fern stehenden jüdischen Familien an ihr Judentum erinnert werden. Diese „missionarische“ Schlussfolgerung wurde lange nicht gezogen.

Das Einfachste war für unsereins, den im Sinne von Freud „un-heimlich“ verdunkelten jüdischen Lebensentwürfen individuell in der verlorenen Welt des osteuropäischen Chassidismus musikalisch und literarisch nachzuspüren. Das taten Juden und Nichtjuden gleichermaßen, ohne sich über diese Scheinbindungen im Klaren zu sein. Mit der „Klezmer“-Welle setzte in Ost und West die allgemeine Beliebigkeit ein. Das Judentum wurde folklorisiert, ging scheinbar einer ethnischen wie religiösen Definition verloren. War das der Weg für die jüdische Identitätssuche? Wohl kaum. Unter welchen Stichpunkten ließen sich also jüdische Geschichte und Zukunft biographisch verbinden? Wie war herauszufinden, was das traditionelle und das moderne Judentum für den Einzelnen bereithalten könnte?

Die nichtjüdischen Liebhaber des Jüdischen verdrängten ihren Teil der deutschen Vergangenheit, übergingen familiäre Verstrickungen mit dem NS-Reich, definierten sich schamhaft trans- oder international, um nicht als Deutsche zu gelten. Diese Identitätsverweigerung war in Ost wie West folgenreich. Doch auch dieser politische Folklorismus ist systematisch nicht untersucht worden. Das Dilemma der deutschen Identität führt bis heute dazu, dass mit dem Hinweis auf den deutschen Nationalismus fast automatisch auch jede andere nationale oder ethnische Zugehörigkeit als chauvinistisch verdächtigt wird. Das bezog sich seinerzeit auch auf die jüdische Identität, der auf der Grundlage derartiger ideologischer Verfestigungen kein eigener Wert im nationalen oder „Volks-Sinn“ zugebilligt werden konnte.

Mich traf daher der Vorwurf des Sektierertums, als ich mich 1986 dafür einsetzte, bei und in der Ostberliner Jüdischen Gemeinde gemeindeferne Jüdinnen und Juden und jene mit jüdischen Vätern zu versammeln. Die Zeit war reif, der Weg unbestimmt und das Ziel verwirrend. Wie würde sich eine zu entdeckende jüdische Identität an die deutsche jüdische Vergangenheit knüpfen lassen? Welches Gewicht käme den Orten der Geburt oder des Exils zu? Welche Relevanz hätten die politischen Identitäten der Erziehenden? Was also könnte jüdische Identität auch ohne religiösen Bezug mitten im bzw. am westlichsten Rand des östlichen Europa bedeuten?

Für Ostberliner Jüdinnen und Juden, die aus allen möglichen Gründen der Religionsgemeinde nicht angehören wollten, gab es schließlich dort unter meiner Leitung ab Mai 1986 Veranstaltungen in einer informellen „Wir-für-uns“-Gruppe unter dem Motto „Juden für Juden“. Das Angebot im Kulturraum der Jüdischen Gemeinde verpflichtete zu nichts, es war anregend, vertraut, sogar heiter, entwickelte sich zur Annäherung an die eigene und allgemeine jüdische Familiengeschichte. Die Themen erweiterten sich von der erdrückenden Gewissheit des Genozids am Volk und den eigenen Familien dahin, ob und wie jüdische Herkunft zu jüdischer Identität führen und mit

allen übrigen Identitäten zu vereinbaren sind und was die Religiosität als kulturelle Tradition für A-Religiöse bedeuten könnte.

Wir blieben dabei ziemlich regional. Von Europa war keine Rede, Globalisierung spielte noch keine Rolle. Wir wussten, dass in Budapest eine große jüdische Bevölkerung lebte, schließlich kam von dort alle zwei Wochen der *Schochet* oder *Schächter*. In Moskau war ich zufällig zugegen, als sich die riesige Synagoge an einem jüdischen Hohen Feiertag bis auf die Straße überfüllte. In Warschau fragten mich alte Männer nach ihrem Gebet, wie es sich in Ostberlin unter Deutschen lebe. Andere hatten Ähnliches erlebt. Mit einer ost-europäischen jüdischen Gemeinsamkeit hatte das allerdings noch nichts zu tun. Und das Ost-Westliche begann für uns erst 1988, als wir linke, oder besser: den eigenen Gemeinden nicht sehr nahe stehende Jüdinnen und Juden aus dem deutschsprachigen Raum zu einer Tagung nach Ostberlin einluden und dabei Gemeinsamkeiten vor allem mit den Gästen aus Österreich entdeckten. Diese Gekommenen waren uns biographisch überraschend ähnlich.

Jüdische Identität nach der Shoa

Solange sich Juden in Europa und darüber hinaus nur über die Shoa, den Holocaust definieren, solange bleibt die Lehre aus der Vergangenheit hoffnungslos auf den so kurzen wie unfassbaren Abschnitt des Völkermords reduziert. Die Weite der großen jüdischen Geschichte kann so nicht für die Zukunft genutzt werden. Die Geschichten von Überleben, Widerstand, Flucht, Illegalität wurden an uns als die beinahe einzigen Lebenswirklichkeiten der Altvorderen übergeben. Für viele der Nachgeborenen war Judentum das Trauma. Die Alten konnten oft nicht reden, die Jungen wussten nicht zu fragen. Dass im Ausland geborene Kinder wie ich durch die Rückkehr aus dem Exil der Eltern zu Migranten gemacht wurden, blieb so unbedacht wie alle weiteren Identitätsbrüche. Selbst der Gewinn, den wir aus der multiplen kulturellen und nationalen Zugehörigkeit hätte ziehen können, wurde versteckt. Wir lernten die ganze Welt politisch zu deuten – nicht aber, die jüdischen Widersprüche zu kommunizieren. Stattdessen verschwiegen wir uns gegen alle, die nicht zu uns gehörten. Daraus wurde eine ausgrenzende negative Identität. Wir wussten nur, wer und was wir *nicht* sein wollten, konnten, waren. Später erhielt das den Zusatz jüdisch, ohne ins Positive gewendet zu werden. Wir, die geborenen Internationalisten, konnten uns zwar dank der Erwachsenenvergangenheiten als Europäer verstehen, aber das alte Europa gab es nicht mehr und das neue war zwischen den politischen Blöcken eingefroren.

Ich begann mich nach 1975 einzumischen. Streit- und Sinngespräche, Artikel über Jüdisches, jüdische Identitäten und die in meinen Augen einseitige Darstellung deutsch-jüdischer Geschichte, später eine intensiver werdende Mitarbeit in der Jüdischen Gemeinde, auch öffentliche Debatten gehörten dazu. Marxistische Historiker erklärten „klassenmäßig“, also machtpolitisch, ökonomisch und militärisch, was zunächst allgemein Faschismus, Völkermord, später dann Genozid, Holocaust, Shoa genannt wurde. „Weichere“

Indikatoren wie Psychologie, Alltag, Tradition und Kultur spielten lange eine sehr nachgeordnete Rolle. Der NS-Zeit gingen damit ihre Volksmassen als Handelnde verloren, das persönliche, private Umfeld von 6,5 Millionen NSDAP-Mitgliedern und 800 000 SS-Leuten. Das waren anderer Leute Eltern, Großeltern, Verwandte und unsere Nachbarn. Diese wurden in ihrer Doppelidentität weder für jene Jahre, noch für die Zeit danach mitgedacht – und zwar in beiden deutschen Staaten. „Entnazifizierung“ anstelle von Antifaschismus, so hat Tilman Fichter die Nachkriegsjahre für das westliche Deutschland beschrieben.¹ Das Verschweigen machte Sinn, und es hatte System. An die Stelle des jüdischen Lebens setzte Nachkriegswestdeutschland im Sinne seines Staatsvolks das Gedenken an die eigenen Kriegstoten. Der Sieg über den Faschismus wurde zum Zusammenbruch, der Völkermord ein betrautes und abzählbares Unrecht. Die DDR stand per se auf der Seite der Sieger, das Volk hat das wohl anders gesehen. Unangenehme Fragen entfielen.

Die jüdische Thematik war in beiden deutschen Staaten bedrückend. Wer wollte oder konnte wen zwingen, die Ausgrenzung, Vertreibung, den Mord an den Juden in die eigene Familiengeschichte zu fügen? So wurde das Jüdische mit spürbarer Betroffenheit im Rahmen der „Entnazifizierung“ als der schrecklichste Teil einer überwundenen Geschichte abgelegt oder – die DDR verschob die Erinnerung auf ihre Weise – als Ergebnis des deutschen Faschismus, der Uneinigkeit der Arbeiterklasse und als Lehre für die führende Rolle der Partei historisch weggedacht. Dass jüdische Gemeinden aufs Neue gebildet, dass Jüdinnen und Juden hierher zurückgekehrt waren, das passte nirgends ins Bild. Auch der jüdische Widerstand wurde lange verschwiegen. Selbst kommunistische Widerstandskämpfer, jüdisch geboren, hielten ihn für irrelevant und folglich zu vernachlässigen. Sie ordneten ihn den allgemeinen Widerstandskampfhandlungen zu. Man schwieg über vieles aus persönlichen, politischen, staatsbürgerlichen Gründen. Der Israel-Palästina-Konflikt machte keineswegs geneigter, eine neujüdische Begeisterung zu entfalten. Woraus hätte unter diesen Verhältnissen jüdischer Stolz erwachsen sollen? Es gab keine modernen Vorbilder. Die etablierten jüdischen Gemeinschaften in Israel und den USA hielten darüber hinaus das jüdische Leben hierzulande für nicht reproduzierbar. Ganz Deutschland hatte aus ihrer Sicht das Recht auf jüdische Präsenz für immer verwirkt. Die hier lebenden Jüdinnen und Juden blieben daher vom jüdischen Mainstream abgeschnitten. Sie galten als aussterbende Spezies – einerseits bedauert, andererseits als Parias verachtet.

Dennoch setzte, wenngleich später als anderswo, auch in Deutschland eine intellektuelle jüdische Selbstfindungsdebatte ein. Beispielsweise im Westen mit dem Sechs-Tage-Krieg 1967, als, wie Fichter sagt, „der linke Philosemitismus in Antizionismus umschlug.“² In der DDR galt weiterhin die Klassenfrage, und das hieß nationale Befreiung. Jüdisches Unbehagen blieb, wenn es denn vorhanden war, privat. Es dauerte Jahre, es bedurfte des gewachsenen Selbstbewusstseins und der grenzüberfließenden Kontakte und Informationen, bevor nicht mehr nur politische Statements und Spezialfragen der

1 Vgl. Jüdische Korrespondenz, Mitteilungsblatt des Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V., 2/2006, S. 3.

2 Ebd.

Geschichte, sondern die jüdische Gegenwart kritisch in den Mittelpunkt einer zarten innerjüdischen Debatte rückte. Neue Erkenntnisse aus jüdischer Sicht fanden in der 68er-Generation und später in den 70er Jahren zwischen Frankfurt a.M., Wien, aber erheblich später auch in Ostberlin, teilweise in Aufsätzen und Büchern ihren Niederschlag. Auf großes außerjüdisches Interesse dürfte das damals nicht gestoßen sein. Und der Kalte Krieg schrieb beharrlich an vielen Texten mit.

Eine Wende in der Wendezeit

In der DDR blieb das Jüdische – als bloße „Klassenfrage“ gedeutet – bis zu den großen weltpolitischen Prozessen hin nur schlecht erkennbar. Gab es ein Nachdenken zum Verhältnis von jüdischer und deutscher und deutsch-jüdischer als europäischer Geschichte? Ich kann mich nicht erinnern. In den 80er Jahren entbrannte endlich ein akademischer Streit um die Positionen der Widerstandsgruppe um den Berliner Juden und Jungkommunisten Herbert Baum und dessen Gruppe aus jungen jüdischen Kommunisten, die fast alle hingerichtet worden waren. Die Erkenntnis, dass Kommunisten sich als Juden und Juden sich als Kommunisten verstehen konnten, setzte sich langsam durch. Judentum galt vordem ausschließlich als Religion, war also „privat“, unorganisierte Juden waren folglich Opfer und keine Kämpfer. Eine Mehrfachidentität aus Religion, Kultur und Nation war damals auf allen Seiten undenkbar. Bevor an weitere, also regionale, persönliche, nationale, kulturelle, politische, auf jeden Fall modernere Zuweisungen gedacht werden konnte, musste Europa nach 1989 erst einen grundlegenden Umbruch erleben.

Dazu gehörte, dass im Mai 1990 die ersten Jüdinnen und Juden und die Kinder jüdischer Väter aus der zerfallenden Sowjetunion (nebst nichtjüdischen Familienangehörigen) die großzügige Geste der letzten DDR-Regierung unter Lothar de Maizière zur Einwanderung nutzten. Dem Einwanderungsbeginn war Anfang Februar 1990 der einstimmig akzeptierte Aufruf des Jüdischen Kulturvereins Berlin am Zentralen Runden Tisch vorausgegangen, die Grenze der DDR für sowjetische Juden und Menschen aus jüdischen Familien zu öffnen, sofern diese wegen antisemitischer Gefahren eine Flucht für nötig hielten. Ausgerechnet die DDR hatte damit an ihrem Ende eine Entscheidung getroffen, die zur Grundlage für ein neues und auch anderes jüdisches Leben in Deutschland werden sollte.³

In der Bundesrepublik blieb dieses unglaubliche Ereignis medial zunächst fast unbeachtet. Dabei war das Judentum gerade dabei, sich aus einer lähmenden Geschichtssicht zu befreien. Es kamen jüdische Familien, um sich in Deutschland die Zukunft zu erobern. Damit hatte niemand rechnen können. Freude, Abwehr, Entsetzen und Erstaunen vermischten sich. Aus Israel waren

3 Zur weiteren Entwicklung dieser Einwanderung vgl. Irene Runge, Jüdische Einwanderung: bedingt erwünscht, in: „Blätter“ 8/2005, S. 922-924; dies., Die Zukunft jüdischer Einwanderung, in: „Blätter“ 7/2004, S. 798-801.

empörte Kommentare zu vernehmen, denn nur dort, aber niemals nach Deutschland sollten Verfolgte einwandern.

Das eingespielte Ritual des mahnenden Gedenkens und Klagens musste sich an dieser neuen Lebenswirklichkeit beweisen. Aber dazu fehlte lange eine reflektierte Einsicht. Wie schwerfällig hat daher das „Nichteinwanderungsland Deutschland“ diese aufgrund der deutschen Vergangenheit so besondere, aber einwanderungspolitisch doch ziemlich normale Migration verkannt! Wir, die Initiatoren der Einwanderung, übersahen eingangs nicht minder, dass ein Umbruch im jüdischen Denken und Handeln einsetzen musste und unterschätzten folglich, dass Widerstände aller Art zu erwarten sein würden. Aber wir lernten schnell und begannen, den Begriff jüdische Identität erheblich weiter als bisher zu deuten.

Eine europäisch-jüdische Identität?

60 Jahre nach Kriegsende, fast drei Generationen nach dem Holocaust, 16 Jahre nach dem Ende des realsozialistischen Versuchs, ist Europa wirtschaftlich und politisch verbündet und dabei, sich als Kontinent zu einen.

Das Thema europäische jüdische Identität könnte – ähnlich wie das Thema Euro-Islam – hier einsetzen. Diana Pinto, eine in Paris lebende jüdische Historikerin aus Italien, denkt seit Jahren angesichts der jüdischen Migration und der Veränderungen im europäischen Einigungsprozess über die Funktion und Rolle eines europäischen Judentums nach. Europäische jüdische Identität ist für sie nicht die Summe der Identitäten aller in Europa lebenden Juden, sondern stellt eine neue, bisher nicht ausdifferenzierte Qualität dar. Das europäische Judentum könnte sich, so Pinto, in diesem Sinne als dritte Säule neben dem Judentum Israels und der USA etablieren.⁴ Damit stellt Pinto allerdings eine Gleichheit her, die keineswegs der zionistischen Leitidee entspricht. Wenn sich Europas Diaspora, das „Galut“ mit seinen „Galutisten“, zu einer europäischen Gesamtheit mit einer bislang so nicht gewesenen Identität entwickeln sollte, wäre dies der Bruch mit dem „leitmotivischen“ Selbstverständnis Israels als der geistigen und geographischen „Heimstatt“ aller Juden. Das alte europäische jüdische intellektuelle Erbe ist ohnedies dabei, nach Europa zurückzuzießen – modernisiert, auf elektronischen oder anderen Wegen, auch mit neuen Migranten aus den USA und Israel. Das verändert die innerjüdische Optik, selbst wenn dieser Prozess verschiedentlich bezweifelt oder gar verteuelt wird. Dies aber ist Modernisierungsbewegungen stets eigen.

Nicht zufällig gibt es daher bislang keine Definition europäisch-jüdischer Identität; sie ist kein Stichwort einer europäischen innerjüdischen Debatte – obwohl das Thema inzwischen Eingang in internationale jüdische Kongresse gefunden hat. Eine schwache physische Präsenz und dementsprechend geringe intellektuelle Kraft hemmen: Vor dem Holocaust lebten beispielsweise in Berlin über 200 000, heute vielleicht 25 000 Juden, von denen wieder-

4 Vgl. exemplarisch Diana Pinto, Europa – ein neuer „jüdischer Ort“, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 1999, Berlin 1999.

rum nur die knapp 11 500 Gemeindemitglieder statistisch verbürgt sind. Die tiefe Unsicherheit nach dem deutschen Völkermord prägt Rückschau, Rhetorik und Verhalten. Die Zukunft ist verdeckt. Direkt und indirekt steht auch das der Debatte über jüdische Identität in Europa oder europäisch-jüdische Identität im Wege.

In Deutschland werden übrigens alle Identitätsprobleme zurückhaltend diskutiert. Wenn aber hier und in den europäischen Nationalstaaten jüdische und andere Identitäten nicht als selbstverständlich gelten, dann kann und wird es auch keine intensive Debatte über deren mögliche Bedeutung für und in Europa geben, dann wird für die Gestaltung des multi- und interkulturellen Europas nicht nur die jüdische Migrationserfahrung nicht genutzt, sondern die soziale Funktion der Religion kann als Ergänzung, Ersatz oder Widerpart zum westlich-kommerziellen Wertekanon nicht eingeordnet werden. Solange die jüdische Wirklichkeit unter einem staatlichen Gedenkritual steckt, solange über Friedhöfe statt jüdische Kindergärten räsoniert wird, solange kein viestimmiger Chor zu hören ist, sondern das Solo einiger weniger Repräsentanten den Ton vorgibt und auf die jüdische Identitätsfrage vorschnell mit Israel geantwortet wird, werden jüdische Lebensräume in der Diaspora für Visionen, Erkenntnisse und daraus folgende Selbstgewissheiten verschlossen bleiben. Solange die jüdische Identität in Europa vor allem aus dem Holocaust, nicht aber auch aus der biblischen Tradition, der Aufklärung, aus den jüdischen Kämpfen um soziale und politische Gerechtigkeit und der steten gesellschaftlichen Verantwortung abgeleitet wird, bleibt der fatale Eindruck, das Judentum diene dem Zweck einer Post-Holocaust-Lehre für Nichtjuden und bedürfe daher weder der Migranten, noch der Modernisierung, noch des internen Dialogs und interkulturellen Disputs.

Die weise Erkenntnis von Marx, dass Produktivkräfte hinter dem Rücken der Produzenten zu Destruktivkräften werden können, gilt auch hier. Wir werden Zeugen sein, wenn die verkannten Identitäten ihr Eigenleben produzieren und sich aufgeputscht als zerstörerische Gewalt offenbaren sollten.

Alles Neue setzt sich gegen unsere beharrenden Wünsche durch. Die Einwanderung aus den früheren Sowjetrepubliken beispielsweise brachte Jüdinnen und Juden ins Land, die weder in der Tradition des kaum mehr vorhandenen assimilierten deutschen Judentums, noch in derjenigen der kleinen osteuropäischen Stetl-Gemeinschaften stehen. Fast 80 Prozent aller Gemeindemitglieder in der Bundesrepublik sind solche Einwanderer; meist hochgebildet, eher säkular, haben sie in der Regel ihre eigene kulturelle und nationale jüdische Identität mitgebracht. Das ist die moderne hiesige jüdische Bevölkerung, zu der Jüdinnen und Juden aus den USA, Israel und anderen Ländern sowie die ursprünglich „deutschen Juden“ gehören. In den europäischen Staaten sind es Migrationsgewinne und -verluste, die jüdisches Wachstum bzw. dessen Abnahme bestimmen. Die Migration verändert das Bild und die Strukturen der regionalen jüdischen Bevölkerungen. Während Deutschland mit seinen „Russischsprachigen“ seit 1990 eine selbstsichere jüdische Bevölkerung gewann, die den Stolz mitbrachte, gegen die Nazi-Faschisten mit der Waffe in der Hand gekämpft zu haben, wanderten nach Frankreich vor

allem orientalische Juden am Ende des Kolonialismus insbesondere aus Nordafrika ein, kamen nach Österreich nach 1956 viele ungarische und nach 1968 tschechische Juden. In allen westlichen Ländern leben auch größere Gruppen von Israelis. Diese Migrationswellen sollten die Diskussion über die europäische jüdische Identität lenken, denn ihretwegen wird neben den Landessprachen in jüdischen Gemeinschaften vor allem Englisch, Hebräisch, Spanisch oder Russisch gesprochen. Sprachen sind immer Indikatoren für Herkunft, Kultur, Bildung – und eben für Identität und Gemeinschaft. Im Verlauf der Generationen gleicht sich die Sprache aus, während beispielsweise eine „gemischte Ehe“ mit Blick auf die „Identität“ langfristige Folgen haben kann. Wo werden sich die jüdisch-nichtjüdischen Partner und ihre Kinder einmal einordnen? Werden sie ein offenes Europäisches Haus den heute meist schwer zugänglichen regionalen jüdischen Kammern vorziehen?

Das Bild vom „Europäischen Haus“, das Michael Gorbatschow einst zeichnete, ist heute zu Unrecht fast vergessen. Dabei dürfte die unterbliebene Raumaufteilung nicht nur für Juden interessant sein.

2005
2004
2003
2002
2001
2000
1999
1998
1997
1996
1995
1994
1993
1992
1991
1990

Analysen
Kommentare
Dokumente
Informationen
Chronik

Die aktuelle Archiv-CD 1990-2005

Recherchieren auf der Höhe der Zeit.

Sämtliche 4500 Beiträge der vergangenen 16 Jahre auf einer Scheibe – von Januar 1990 bis Dezember 2005.

Nur 30 Euro – und für die Hälfte im regelmäßigen Jahresupdate. Oder als Prämie für jedes neue Abonnement.